

Hitler, zu schreiben, bedurfte es einer Grundlagenforschung größeren Ausmaßes. Die Biographie ist ein Geschichtsbuch, in dem sich Zeiten, Strukturen, Ereignisse und Person miteinander vermischen. Ulbricht ist ein Kind seiner Zeit, der seiner Umgebung und bald sogar seiner Zeit seinen Stempel aufdrückte. Und doch bedurfte es immer Stempelfarbe, um das sichtbar werden zu lassen. Die meisten von uns verfügen nicht über die Möglichkeit, den eigenen Stempel mit Farbe so zu benetzen, dass Abdrücke für andere deutlich werden. Ulbricht gehörte zu dieser Minderheit, deren Spuren irgendwann nicht mehr zu verwischen waren.

Hier aber lauert eine nächste Falle: Es gibt nicht diese Stringenz, die wir anderen und womöglich unserer eigenen Biographie gern andichten. Es bleibt nur die Möglichkeit, eine Biographie mit ihren Brüchen zu erzählen.³ Hier kommt Biographen eine fast unlösbare Aufgabe zu: Wie soll ein Leben erzählt werden, dessen größte Kohärenz und Stringenz womöglich der Eigenname als andauernde Kontinuität ausdrückt?⁴ Biographien sind durch Zufälle gekennzeichnet, die wir in der Regel nicht einmal kennen. Wie aber lässt sich etwas beschreiben, was gar nicht bekannt ist? Biograph*innen müssen sich an dieser Stelle entscheiden: wissenschaftliche Geschichtsschreibung oder prosaisches Kunstwerk?

Ich habe mein ganzes Leben lang immer und immer wieder Biographien und Autobiographien gelesen, seit meiner ausgehenden Kindheit. Kaum andere Bücher haben mich so begeistert. Biographien etwa von Stefan Zweig, aber auch von Ralph Dutli über Mandelstam (2003), Stephen Greenblatt über Shakespeare (2004), Andreas Guski über Dostojewski (2018) oder Golo Mann über Wallenstein (1971) haben mich tief beeindruckt – ich könnte viele hinzufügen. Ich habe sie alle als «prosaische Kunstwerke» gelesen. Begeistert. Sie erreichten nicht nur meinen Kopf, sondern auch mein Herz. Das gelang den Autoren, weil sie viele Fragen hatten. Aber auch einige Antworten. Sie wussten zuweilen sogar, was ihr Held dachte, fühlte, wollte. Keine Ahnung, woher eigentlich.

Ich bin kein prosaisch veranlagter Künstler. Meine Richtschnur sind die mir bekannten Quellen. Auch wenn ich davon zuhauf fand, erst in diesen Papierbergen konnte ich erkennen, dass mir die wichtigsten fehlten, immer fehlen würden. Sie kannte nicht einmal mein Protagonist. Bei mir ist kaum etwas von Gefühlen des Helden zu lesen. Woher sollte ich diese kennen? Ich weiß nicht, was sich in seinem Kopf zutrug. Ich weiß nicht, was er dachte, fühlte, woran er wirklich glaubte, was er wirklich wollte. In seinen Kopf konnte ich begrenzt, in sein Herz bis auf ganz wenige Ausnahmen gar nicht hineinblicken. Ich behaupte also nicht, was ich nicht wissen kann. In dieser Biographie kommt nur vor, was ich glaube beweisen zu können.

III.

«Es ist natürlich ein Irrglaube, dass eine Dokumentation grundsätzlich wahrhaftiger, authentischer ist als eine Fiktion. Jede Ordnung, jede Weglassung, jeder Kommentar können eine Nachricht entstellen oder verdrehen, selbst wenn dem die besten Absichten zugrunde liegen. Auch der Verfasser einer Dokumentation hat seine Vorurteile, auch er hat Vorstellungen und Thesen im Kopf, die sich oft genug durch die Art des Zugriffs bestätigen.»⁵

IV.

Ist diese Biographie eine objektive Darstellung? Nein, nein und nochmals nein. Ich glaube nicht an die Objektivität geschichtswissenschaftlicher Rekonstruktionen und Erzählungen. Ich glaube überhaupt nicht an Objektivität. Keine Versuchsanordnung ist frei von Subjektivität, was auch immer Wissenschaftsgläubige erzählen mögen. Ulbricht war übrigens so ein Wissenschaftsgläubiger, immer dem 19. Jahrhundert verhaftet geblieben, in vielerlei Hinsicht. Eine Geschichtenerzählerin, eine Biographin, eine Historikerin wählt aus, ordnet, strukturiert. Sie stellt die Vergangenheit in ihrer eigenen Perspektive zur Geschichte zusammen. «Der Historiker gehört selbst zu der Geschichte, mit der er sich beschäftigt.»⁶ Das geschichtswissenschaftliche Bemühen sollte die Verifizierbarkeit der Quellen zur Grundlage haben.⁷ Jede Biographie hängt vom Biographen ab.⁸

Der Historiker Edward H. Carr definierte vor Jahrzehnten: «Das Studium der Geschichte ist ein Studium der Ursachen.»⁹ Die Aufklärung und der deutsche Idealismus verbreiteten die Idee, «Geschichte» als Selbstverwirklichungsprozess des Menschen, also als gesellschaftliche Entwicklung, sei gestaltbar. Geschichte ist an sich nur Rekonstruktion, das Verbindungsglied zwischen Vergangenheit und Zukunft. Nicht nur Historiker*innen versuchen, der Vergangenheit – «Die Weltgeschichte hat keinen Sinn»¹⁰ – einen Sinn zu geben. Viele begreifen sich als wissenschaftliche Aufklärer, die ihre Standortgebundenheit zu rationalisieren suchen. «Gegenwart» ist für Historiker ein Zustand, der durch die Vergangenheit definiert ist. «Gegenwart» hat «allenfalls die Breite eines Rasiermessers, dessen Klinge unaufhörlich Teilstücke der Zukunft abschneidet und der Vergangenheit zuweist».¹¹ Im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit stehen Quellen. Historiker glauben an die Vetomacht der Quellen, für viele ein Axiom, das andere Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften als etwas lächerlich, als längst überwundenen Historismus des 19. Jahrhunderts abtun. Dieses Spannungsfeld zwischen Theorie und Empirie ist weder theoretisch noch empirisch

aufzulösen. Historiker glauben an Fakten, wenn sie sie belegen können. Zugleich wissen sie, dass sie ihre Fakten als einen Sinnzusammenhang konstruieren, der ihnen selbst womöglich als objektiv, ihren Lesern und Kritikern aber durchaus als Fiktion erscheinen mag. Um so wenig fiktiv wie nötig zu erscheinen, bewegen sie sich in einer großen Quellenvielfalt und -breite – für Nichthistoriker*innen kommen daher die Fußnoten- bzw. Anmerkungsapparate oft einigermassen überbordend daher.¹² Debatten in der Geschichtswissenschaft mögen theoretische und methodische Ursachen und Ziele haben, im Kern geht es jedoch fast immer um Quellen: um die «richtigen», um «fehlende», um «übersehene», zuweilen sogar um «falsche», v. a. jedoch um die Interpretation von Quellen. Diese folgt Theorien, Annahmen, einer unübersehbaren Standortgebundenheit, dem Gespräch zwischen Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart. Und da diese hauchdünn ist und sich unentwegt verändert, sind Historiker aus professionellen Gründen zu Langsamkeit, Bedächtigkeit, Behäbigkeit geradezu gezwungen. Warum? Weil sie nicht in der Zeit (Gegenwart), sondern mit Abstand zur jeweiligen Gegenwart deren «Zeit» rekonstruieren und interpretieren. Mit anderen Worten: Historiker*innen benötigen zeitlichen Abstand. Es gibt sogar die Auffassung, alle Geschichte ist Zeitgeschichte. Man mag darüber streiten, ob das Frühe Mittelalter wirklich als Zeitgeschichte angesehen werden kann, aber die Interpretation und Rekonstruktion heute geschieht aus unserer Zeit heraus.

Die wissenschaftliche Zeitgeschichtsschreibung befindet sich nicht nur im Spannungsfeld zugänglicher respektive nicht erreichbarer Quellen. Sie wird auch herausgefordert durch «die» Zeitzeugen.¹³ Deren Kennzeichen ist nicht nur ihre unmittelbare Teilhabe am Zurückliegenden, sondern auch ihr Drang, ihre Sicht auf die Dinge zu eigenen Lebzeiten der Öffentlichkeit kundzutun.¹⁴ Sonst kennten wir sie nicht als Zeitzeug*innen. Für Historiker sind das wichtige Quellen. Keine andere Wissenschaft ist diesem Druck der Zeitzeugen so ausgesetzt wie die Geschichtswissenschaft.

V.

Ich schreibe immer standortgebunden. Meine Fragen verändern sich ständig. Einige meiner Antworten verschieben sich. Ich mache keinen Hehl daraus, dass für mich Kolonialismus, Faschismus/Nationalsozialismus und Kommunismus mörderische, verbrecherische Dystopien, Sehnsüchte und reale Ereignisse darstellten, denen ich weder etwas Positives abgewinnen kann noch will. Niemand wird mir unterstellen können, dass ich mich als Historiker an meinen Schreibtisch setze und nicht wüsste, wie das Ende aussieht.

Und obwohl ich standortgebunden argumentiere, obwohl ich politische und moralische Grundüberzeugungen vertrete, so verhindert das nicht, die Rekonstruktion von Geschichte und Biographie als einen weitgehend wertfreien Prozess zu begreifen und zu realisieren. Das ermöglicht es mir, Walter Ulbricht im Jahr 1903, 1923, 1933 oder 1943 nicht aus der Perspektive des Jahres 1953 oder 1961, 1973 oder 2023 zu betrachten, sondern ihn in seiner Zeit anzuschauen. Bilde ich mir jedenfalls ein.

Das hört sich banaler an, als es zu sein scheint. Immer wieder werde ich zeigen, wie es über Jahrzehnte über zum «guten Ton» gehörte, Ulbrichts Biographie rückwirkend Dinge anzudichten, weil sie ihm zugetraut wurden, weil sie sein Bild noch mehr verdüsterten, weil es dem Zeitgeist entsprach. Ich erfinde keinen neuen Ulbricht. Aber sehr wohl konstruiere ich eine Biographie, die in ihrer jeweiligen Zeit bleibt und nicht mit Wissen hantiert, das es zu dem Zeitpunkt nicht gab. Daher dekonstruiere ich auch immer wieder gewohnte Ulbricht-Bilder. Ich arbeite mich an Ulbricht nicht ab. Ich will nur verstehen. Und nebenbei eine Lücke füllen: die erste vollständig aus den Quellen erarbeitete Ulbricht-Biographie vorlegen, die keine geschichtspolitischen, kommerziellen oder andere vor- und nichtwissenschaftliche Motive hegt. Meine Motive waren Interesse, Neugier, Wissen, Erkenntnis. Und ich fühlte mich trotz meiner Standortgebundenheit als Langweiler berufen genug, gleichmütigen historischen Abstand aufzuweisen, der mich zu nichts anderen als meinen genannten Motiven verleitet.

VI.

Die Biographie stellt keine akademische Qualifizierungsschrift dar. Daher habe ich fast durchweg darauf verzichtet, die wissenschaftliche Literatur «vorzuführen» und immer wieder zu zeigen, wo und wie sich Irrtümer einschlichen, wie viel schlauer ich als andere bin. Das hat mich auch nicht sonderlich interessiert, wenngleich ich ziemlich staunte, ja immer noch staune, wie sich einzelne Fehler und Annahmen durch die Literatur ziehen, zum Teil seit vielen Jahrzehnten. Da wurde abgeschrieben und abgeschrieben, und nur wenige nahmen mal die Quellen zur Hand, um zu prüfen, ob das überhaupt stimmt. Wissenschaft funktioniert nur mit Grundvertrauen. Mir kam das ein bisschen abhanden.

Wenn es um die Literatur für eine solche Biographie geht, steht auch die reichhaltige Erinnerungsliteratur zur Debatte. Deren Bedeutung ist für eine Ulbricht-Biographie kaum hoch genug zu veranschlagen. Und das allein schon deswegen, weil fast alle Legenden, Irrtümer, Unwahrheiten, Anekdoten und was auch immer aus dieser Art Literatur stammen. Aber auch Alltägliches ist

kaum anderswo zu erfahren. Tatsächlich ist sie nicht anders zu behandeln als jede andere Quelle. Bezogen auf Ulbricht jedoch, hat das bislang kaum jemand kritisch getan. Insbesondere die Memoiren und Darstellungen von Renegaten werden fast sakrosankt behandelt. Oftmals waren das Eintrittsbücher in die westliche Gesellschaft, die die nun richtige Gesinnung unter Beweis stellen sollten. Hannah Arendt schrieb 1953, die meisten Ex-Kommunisten schafften es nie, ehemalige Kommunisten zu werden. Sie blieben einem dualistischen, einfachen Weltbild verpflichtet. Arendt bezeichnete sie gar als «umgekehrte Kommunisten», die mit den Kommunisten gemein hätten, allein im Besitz der Wahrheit zu sein. Sie glaubten ebenso, sie allein könnten mit ihrem Spezialwissen den nunmehrigen «Feind», die Kommunisten, wirkungsvoll bekämpfen, weil nur sie die inneren Abläufe kannten. Mit der gleichen Verachtungintensität, die sie früher ihren antikommunistischen Feinden entgegengebracht hatten, begegneten sie nun den Kommunisten. Arendt spitzte das in einer historisch wie aktuell gültigen Beobachtung noch zu: «Die Kommunisten wie Nazis haben immer nur ihre Feinde, nie aber ihre Freunde respektiert.»¹⁵

Darauf komme ich immer wieder zurück. Interessant dürfte sein, warum die Bücher zum Beispiel von Wolfgang Leonhard, Margarete Buber-Neumann, Carola Stern, Gustav Regler, Ruth Fischer, Erich Gniffke, Alfred Kantorowicz, Erich Wollenberg und anderen einen so hohen Stellenwert bekamen. Es waren alles Kommunisten, die der heiligen Lehre abgeschworen hatten und nun in der westlichen Welt als authentische Zeitzeugen berichteten. Das war verdienstvoll. Weniger rühmlich war die ihnen oftmals entgegengebrachte Kritiklosigkeit. Zum Teil hält sie bis heute an.

Eine Biographie eines anderen Überlebenden des Nationalsozialismus und Sowjetkommunismus, zumal Ulbricht, der einen kommunistischen deutschen Staat repräsentierte, was alle ursprünglich angestrebt hatten, kommt gar nicht umhin, deren Darstellungen in ein kritisches Verhältnis zum Hauptprotagonisten zu setzen.

VII.

Christoph Martin Wieland hat vor über zweihundert Jahren in einer berühmten Einleitung zu Briefen von Horaz vieles auf den Punkt gebracht, was Biographen ebenso umtreibt wie Autobiographen zu häufig kennzeichnet:

«Ich weiß nicht, ob die Geschichte in ihrem ganzen Umfang einen Sterblichen aufzuweisen hat, dessen Charakter zweydeutiger, räthselhafter, und schwerer unter einen Hauptbegriff zu fassen wäre, als eben dieser Augustus (...) Wer, der die Begebenheiten